

Korrespondenzblatt Mai

- [Der Mensch ist krank, nicht das Tier](#)
[Dekan i.R. Rudolf Schwarz, Thannhausen](#)
 - [Theologinnen - angenommen - abgewiesen](#)
[Gerdi Nützel, Berlin](#)

 - -
-

Der Mensch ist krank, nicht das Tier **Dekan i.R. Rudolf Schwarz, Thannhausen**

Es ist richtig, Jesus kannte zu seiner Zeit viele Probleme nicht, die uns heute zu schaffen machen. Etwa die Sorgen, die der O-berbürgermeister einer Millionen? Grossstadt allein mit der Infrastruktur oder der Verbrechensbekämpfung hat, eben-sowenig die Verkehrsprobleme unserer hochmotorisierten Welt samt ihrer Umweltverschmutzung. Auch die ethische Herausforde-rung der Genforschung gab es für ihn nicht, desgleichen die uns zur Zeit aufregenden BSE?Erkrankungen.

Es ist deshalb auch richtig, in diesen Fragen von ihm keine Patentrezepte zu erwarten. Dafür ist unsere Bibel kein Nach-schlagewerk. Die Hilfen, wie wir diesen Problemen beikommen können, müssen wir schon selbst finden. Aber ? ist es auch richtig und nicht ein Kurzschluss, deshalb Jesus und seine Botschaft von vornherein aus den uns heute bedrängenden Schwierigkeiten auszuschalten mit der Begründung: Die hatten damals ganz andere Sorgen als wir heute? Vorsicht! Es könnte sich herausstellen, dass Jesu Wort zeitversetzt ? gemeint ist damit: konfrontiert mit unserer Zeit ? uns mehr zu sagen hat, ein besserer Wegweiser für uns ist, als wir denken.

Allerdings verlangt das ein Durchdenken der Dinge bis auf den Grund. Wir dürfen uns nicht mit der in solchen Fällen üblichen Forderung "die Fakten auf den Tisch" zufrieden geben. Wir haben nach den Ursachen dieser Fakten zu forschen. Von diesen aber stossen wir ganz von selbst auf den Verursacher. Der aber kann niemand anders sein als der Mensch, als wir selbst; denn schliesslich sind wir es, die immer und überall ihre Hand im Spiel haben. Wie ist das konkret gemeint! BSE ist im Grund ebenso wenig wie die durch Medikamente forcierte Schweinemast oder die tierquälerische Geflügelauzfucht ein Tier-, sondern ein Menschenproblem. Unser Menschsein

steht auf dem Prüfstand. Es ist sicher zur Stunde unsere vordringlichste Aufgabe, durch neue Verbraucherschutzgesetze, durch Einschalten der Veterinärmedizin und ganz bestimmte Verfütterungsverbote sofort dafür zu sorgen, dass diese unsere Gesundheit gefährdenden Missstände umgehend beseitigt werden; aber es wäre töricht, keineswegs sachgerecht und schon gar nicht hilfreich, es allein dabei zu belassen und nicht sofort ebenso den Menschen als Verursacher anzusprechen.

Wie konnte es denn geschehen, dass Lebensmittel, seit Jahrtausenden als hochwertige Nahrungsmittel genossen, zu Mitteln werden, durch die wir uns den Tod holen können? Damit stellt sich für uns Christen noch eine ganz andere Frage: Hat das Tischgebet da überhaupt noch einen Sinn? Oder von einer ganz anderen Seite her gefragt: Erhält es vielleicht wieder seinen Sinn zurück?

Ratlosigkeit ist über uns hereingebrochen und Angst hat uns befallen. Von der Angst aber sagen wir, sie sei ein schlechter Ratgeber. Sie lässt uns unsere Lage nicht mehr richtig einschätzen und wir reagieren verkehrt. Das aber ist es gerade, worauf es ankommt, das Entscheidende: die richtige Einschätzung der Lage. Für einen Arzt gehört es deshalb zum A-B-C seines Berufs, vor der Behandlung eine genaue Diagnose zu stellen.

Wie lautet diese in unserem Fall? Was ergibt der Befund? Erschreckend: Der Mensch ist krank, nicht die Tiere. Am Menschen liegt's, dass wir soweit gekommen sind, nicht an den Tieren. Die Tiere müssen vor dem Menschen geschützt werden, nicht umgekehrt.

Damit ist das Stichwort gefallen, das im Mittelpunkt aller Bemühungen steht: Schutz. Der Schutz des Verbrauchers ist in aller Mund, schon rufen andere ganz berechtigt: Schutz des Erzeugers. Diese Schutzsuche und -forderung reicht ja weit über das begrenzte Gebiet BSE, Tierfütterung und -haltung hinaus und umfasst unser ganzes Leben. Schutz brauchen wir heute nicht nur beim Einkauf von Lebensmitteln, sondern ihn brauchen schon unsere Kinder auf dem Schulweg oder auch auf dem Pausenhof und da und dort alte Leute auf einem Spaziergang. Überspitzt könnte man sagen: Ohne Schutz, ohne Überwachung geht heute nichts mehr; wobei zu sagen ist, dass sogar schon die Überwacher überwacht werden müssen. Von den Unsummen, die diese Sicherungen verschlingen, kann hier nicht die Rede sein; aber wir sollten sie nicht ganz aus dem Blick lassen.

Es ist klar: Da genügen keine neuen Gesetze mehr, keine strengeren Strafen und höheren Bussgelder. Auch raffinierte Tests und Überwachungsmethoden tun es nicht, so unabdingbar sie auch sind. Der Mensch selbst in seinem Menschsein muss gestellt werden.

Wir dürfen auch die Tatsache nicht ausser Acht lassen, dass das Unrecht globalen Charakter hat, in anderen Erdteilen manchmal schlimmer ist als bei uns. Die Entlaubung der Wälder im Vietnamkrieg, die Massenmorde verhetzter Menschen im Kosovo, die unmenschliche Sklavenarbeit von Kindern seien als Beispiele genannt, weil sie die Hilflosigkeit des Einzelnen zeigen.

Was ist in dieser Lage zu tun? Da setzt der Auftrag der Kirche ein. Der

Auftrag, an dem sie festhalten muss, ganz gleich auf welches Echo sie mit ihrer Botschaft stösst. Und diese Botschaft lautet: Lasst uns dorthin zurückkehren, wohin wir gehören, wo unsere Heimat als Menschen ist! Lasst uns versuchen, wieder im Einklang mit unserem Schöpfer zu leben! Der Ruf der Kirche kann nicht nur lauten: Zurück zur Natur! ? wenngleich das heutzutage schon sehr viel bedeutet. Er muss heissen: Zurück zu unserem Schöpfer! Im Einklang mit ihm leben wollen, bedeutet: sich als Geschöpf verstehen und um den Gehorsam wissen, den wir ihm schuldig sind. Gehorsam! Ein furchtbarer Begriff für manchen Freiheitsfanatiker intellektueller Art, dem sich sofort alle Haare sträuben; der aber deswegen doch das bleibt, was er ist: Geschöpf. Keines von uns hat sich selbst in diese Welt gebracht.

Was wir brauchen, ist eine Kirche, die sich total querstellt gegen eine Welt, die immer stärker aus diesem Einklang und Gehorsam herausstrebt und herausfällt. Eine Kirche, die sich nicht scheut, heute "lauter und rein", das heisst ohne Kom-promise unbeirrbar die Gebote Gottes als sein Angebot für unser Leben in unsere Welt hineinzurufen. Die Kirche ist nicht dazu da, zu jedem momentan aktuellen Thema ein passendes Wort an die Öffentlichkeit zu richten oder "Profil zu zeigen", wie es manche für notwendig halten, sondern unerschrocken zu bezeugen, ohne Hemmungen und nicht verlegen, als hätte sie mit den Geboten Gottes alte Ladenhüter, die auf den Trödelmarkt gehören, zu verscherbeln. Von diesen Geboten hängt unser Überleben ab. Das sei konkret aufgezeigt an dem brandaktuellen 7. Gebot "Du sollst nicht stehlen", das Martin Luther so auslegt: "Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unseres Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen, noch mit falscher Ware oder Han-del an uns bringen, sondern ihm sein Gut und Nahrung helfen, bessern und behüten." Da geht's doch nicht nur um die ge-genwärtigen Probleme in der Landwirtschaft, ausgelöst durch Verfütterung von Tiermehl und Verarbeitung von Antibiotika, sondern in unserer Industrie? und Börsengesellschaft mindestens ebenso um die millionenschweren Betrugereien vom üblichen Schmiergeld bis zur üblen Vermarktung von Forschungsergebnissen. Verbraucher-schutz heisst das heute. Den Erzeugerschutz aber meint das Gebot mit der positiven, uns freilich eigenartig vorkommenden Forde-rung "dem Nächsten sein Gut und Nahrung helfen, bessern und behüten". Ein Weg aufeinander zu, quer zu allen Auseinandersetzungen.

Wer zu den Geboten Gottes steht, steht nicht neben der Welt, sondern in ihr. Er handelt für sie und nicht gegen sie, denn er handelt im Sinn des Schöpfers. Das ist Leitkultur ? nicht als blasses, missverständliches Dogma, sondern Leitkultur ? konkret.

**Abdruck aus "Altmühl-Bote" vom 19.2.01 mit freundlicher Genehmigung.
Dekan i.R. Rudolf Schwarz, Thannhausen**

[TOP](#)

Theologinnen - angenommen - abgewiesen
Gerdi Nützel, Berlin

1. Der Zugang von Frauen zur kirchlichen Hochschule in Sao Leopoldo
1952 immatrikulierte sich die erste Frau an der 1946 gegründeten kirchlichen Hochschule in Sao Leopoldo, an der seither nahezu alle Theologen und Theologinnen der IECLB ihr Studium absolvieren. Allerdings studierte die erste Studentin dort wie zwei weitere Frauen in den nächsten Jahren nur wenige Semester, um damit die formale Voraussetzung für den Wechsel in ein anderes Studienfach zu erlangen. Mit Elisabeth Dietschi begann 1966 die erste Theologiestudentin mit dem Berufsziel Pastorin. Die Leitung der kirchlichen Hochschule und die Riograndenser Synode erhoben keine Einwände. Für ein dreimonatiges Gemeindepraktikum, in dem sie die vollständige Vertretung in einer abgelegenen Landgemeinde übernahm, benötigte sie als Frau allerdings die Einwilligung des Kirchenpräsidenten. Aufgrund von Schwierigkeiten zwischen der nächsten Theologiestudentin und ihren männlichen Kommilitonen erhielt 1968 eine weitere Bewerberin zuerst eine ablehnende Antwort der Hochschule. Sie wurde erst nach einem Gespräch mit ihren Eltern und dem Gemeindepfarrer, die für ihr gutes Benehmen bürgten, bei dem Leitenden Pfarrer der Synode von Santa Catarina zum Studium zugelassen. Nachdem sie ihre Leistung im ersten Studienjahr unter Beweis gestellt hatte, erhielt sie wie die meisten ihrer männlichen Studienkollegen ein Stipendium.

Im Jahre 1970 stellte der Rektor der Kirchlichen Hochschule klar, dass diese prinzipiell für Frauen und Männer offensteht. Jedoch waren die Berufsaussichten der Theologinnen ungeklärt. In mehreren Sitzungen des Kuratoriums der kirchlichen Hochschule kam die Theologinnenfrage Anfang der 70er Jahre auf die Tagesordnung. Dabei ging es zuerst um den nur für fünf Studentinnen reichenden Wohnraum im Damenflügel, der auf Initiative zweier Studentinnen eingerichtet worden war. 1973 und 1974 wurden Überlegungen angestellt, die Frauenquote unter den Studierenden auf 10 % zu begrenzen. Diese Regelungen fanden jedoch keine Anwendung mehr, nachdem sich die erste Theologin im Gemeindepfarramt bewährt hatte.

2. Die ersten Erfahrungen als Gemeindepfarrerin

Nach ihrem ersten Examen 1970 bekam Elisabeth Dietschi von der Kirchenleitung lediglich die Arbeit als Leiterin der Frauenhilfe angeboten. Ihre Absicht, ein Gemeindepfarramt zu übernehmen, kommentierte die Kirchenleitung so: "Unsere Gemeinden sind noch nicht so weit." Elisabeth Dietschi ging daraufhin mit einem Stipendium nach Deutschland, heiratete dort und wurde in Berlin zur Pastorin ordiniert. Auch Rita Panke, die 1976 ihr Studium abschloss, wurde die Arbeit als Koordinatorin der Frauenhilfe

angeboten. Sie lehnte dies jedoch mit dem Argument ab, dass sie wie ihre männlichen Kollegen zunächst in der Gemeindearbeit Erfahrungen sammeln müsse, bevor sie eine übergemeindliche Aufgabe übernehmen könnte. Schliesslich suchte sie sich selbst eine Gemeinde und wurde von dieser aufgrund ihrer Selbständigkeit und klaren Sprache gut akzeptiert. Im Gegensatz zu ihren sechs Vorgängern, die jeweils nach kurzer Zeit gehen mussten, blieb Rita Panke dort zehn Jahre. Die Gemeinde schätzte ihre Bemühungen um einen demokratischen und partizipatorischen Leitungsstil. Die Theologinnen, die mit einem Berufskollegen verheiratet waren, schlugen unterschiedliche Wege ein. Maria?Luisa Rückert arbeitete zuerst mit ihrem Mann in einer Gemeinde zusammen, liess sich jedoch bald für die Kindererziehung beurlauben. Elsbeth Schütz? Oliveira bekam eine Teilzeitstelle in der Gemeinde ihres Mannes angeboten. Edna Raminger ging mit ihrem Mann in die Neusiedlungsgebiete in der Amazonasregion, wo beide volle Stellen in einem Team hatten und ordiniert wurden. Später übernahmen sie zugunsten der Kinder gemeinsam eine ganze Stelle. Eine Theologin, Marianne Beyer-Ehrat, deren Mann als Unternehmer ortsgebunden war, erhielt nach einiger Zeit der Stellensuche schliesslich eine Pfarrstelle in der Nähe seines Unternehmens, nachdem sie ihre Leistungsfähigkeit der Gemeinde in einer Probeweche gezeigt hatte. Auch sie machte gute Erfahrungen in der eigenständigen Gemeindearbeit. Die Reaktionen auf die Arbeit der ersten Gemeindepastorinnen waren in den Gemeinden, bei der Kirchenleitung und in der Öffentlichkeit sehr positiv. Manche sahen darin sogar einen Ruf Gottes, da durch die Pastorinnen die Ebenbildlichkeit von Mann und Frau besser repräsentiert werde und die Frauen in den Gemeinden nun einen leichteren Zugang zum seelsorgerlichen Gespräch hatten. Biblisch?theologische Einwände wurden nicht laut. Statt dessen wurde darauf hingewiesen, dass Jesus die Frauen aus der gesellschaftlichen Unterdrückung zu seiner Zeit befreit habe. Auch Paulus habe von der öffentlichen Verkündigung von Frauen gesprochen. Durch die Mitarbeit der Theologinnen am geistlichen Amt komme auch die lutherische Ekklesiologie vom "Priestertum aller Gläubigen" besser zum Ausdruck. Die Probleme, wie z. B. die männliche Tradition des Pfarramtes, die Konkurrenzgefühle mancher männlicher Kollegen, die Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, seien lediglich praktischer Art. An ihrer Lösung sollten sich alle beteiligen. Grundsätzlich gelte: "Es gibt Platz für Frauen und Männer im Pfarramt."

3. Die Suche nach neuen Formen des Pfarramtes auf missionarischem Gebiet
Als eine Konkretisierung der Erklärungen der IECLB in den 70er Jahren, sich um ein befreiendes kontextuelles Engagement als Kirche in Brasilien zu bemühen, setzten Theologiestudierende durch, dass sie ihr Praxissemester auch ausserhalb der traditionellen IECLB?Gemeinden in alternativen Arbeitsfeldern und in Kooperation mit anderen Kirchen durchführen konnten. Eine ganze Reihe von Theologiestudentinnen nutzte diese Möglichkeit, um Realitäten ausserhalb der IECLB?Gemeinden und der

südlichen Bundesstaaten Brasiliens kennenzulernen. Viele von ihnen suchten dann auch nach dem ersten Examen eine neue Konzeption des Pastorats, das Pastorat der Konvivenz, in die Praxis umzusetzen. Lori Altmann erklärte dieses Pastoratskonzept am Beispiel ihrer Arbeit mit dem Indigena?Volk der Kulinas so: Ziel war das ökumenische Zusammenleben verschiedener Völker, Religionen, Konfessionen und Kirchen in einem Haus unter respektvoller Anerkennung des Anderen. Zunächst gehe es darum, die Kultur, Sprache, Geschichte, Lebensweise des indianischen Volkes kennenzulernen und auch an seiner Lebensweise im Rahmen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung teilzunehmen. Als die Indigenas danach verlangten, brachte sie ihnen Schreiben, Lesen und Rechnen als Kulturtechniken der Dominanzgesellschaft bei, gegen die sie sich behaupten mussten. Auch im Gesundheitsbereich gab sie Unterstützung für eine Verbesserung der Lebenschancen vor allem der Kinder. Sie unterstützte die Kulinas bei ihrem Zusammenschluss mit anderen Indigena?Völkern und reflektierte die Erfahrungen der Konvivenz auf theologischer Ebene, um diese in die Gemeinden der IECLB und die brasilianische Öffentlichkeit weiterzugeben. Die Wirkung auf ihren eigenen Glauben beschrieb sie so, dass sie zur Klärung ihrer eigenen Hoffnung als Christin herausgefordert wurde und zu einer neuen Begegnung mit der Einsicht Luthers gekommen war, dass sich das Kreuz im täglichen Dienst am Nächsten in der Geschichte von neuem erweise. Gott werde in dieser Arbeit gerade in den Geringsten sichtbar, die in ihren Augen den prophetischen Rest des Volkes Israel darstellten.

Ähnlich tiefgehende menschliche und theologische Erfahrungen sammelte z.B. auch die Pastorin Haidi Jarschel in ihrer Peripheriearbeit am Rande Sao Paulos. Sie suchte dort zunächst die Mentalität der aus dem Nordosten Brasiliens zugezogenen Menschen zu verstehen und sie für die Mitarbeit im Gemeindezentrum zu gewinnen. Schwerpunkt war dort die pädagogische Arbeit mit Kindern und die Zusammenarbeit mit den gesellschaftlichen Bewegungen, wie z. B. der Frauenbewegung, um die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Auch sie erlebte dort, dass charakteristische Aspekte der lutherischen Theologie eine neue Aktualität und Relevanz bekamen. Dies war aber nur schwer in die traditionellen IECLB?Gemeinden zu vermitteln. Viele der Theologinnen, die in solch einem Pastorat der Konvivenz arbeiteten oder arbeiten wollten, hatten grosse Schwierigkeiten mit ihrer Entlohnung und der Anerkennung ihrer Arbeit durch die Leitung der IECLB. Insbesondere verheiratete Theologinnen wurden von der Kirchenleitung vor allem in der "Qualität als Ehefrau" betrachtet, deren Ehemann mit seinem Lohn prinzipiell den Familienunterhalt abdecken sollte, so dass ihre Bezahlung sekundär erschien. Prinzipiell war es in der IECLB bis dahin üblich, dass Pastorinnen nur dort arbeiteten, wo eine ausreichende Anzahl lutherischer Familien existierte, die den Lohn des Pastors und die sonstigen Gemeindeausgaben bezahlten. Aufgrund der Analyse des Rektors der Theologischen Hochschule, dass für die veränderte kirchliche Situation neue strukturelle Regelungen geschaffen werden müssten, wurde unter Beteiligung einer Pastorin und mehrerer Theologiestudentinnen ein Kommission

eingesetzt, die bereits für die Synode 1983 einen Vorschlag für "neue Formen des Pastorats" vorlegte. Danach sollten abweichende Regelungen vom traditionellen Schema sowohl hinsichtlich der Bezahlung, der Arbeitsteilung, der Art und des Umfangs der Arbeitsfelder möglich sein.

Die Kirchenleitung akzeptierte den Vorschlag der Kommission für die drei neuen Formen: Arbeit in einem missionarischen Feld, Teampastorat in einem Pastorat, TheologInnenehepaar in nur einem Pastorat und fügte als vierte neue Form hinzu: "Theologin, verheiratet mit Nichtpastor." Eine Regelung der versorgungsrechtlichen Fragen, für die die Kommission bereits Vorschläge vorgelegt hatte, wurde von der Kirchenleitung an die Versorgungskommission der IECLB weitergeleitet. Bis dahin sollten dringende Fälle individuell durch das Generalsekretariat geregelt werden. Dies fand jedoch nur in einigen Fällen statt und es gab weiterhin Konflikte.

4. Die Reflexion und die Praxis des Pfarramtes mit dem Ziel der Befreiung der Frau

Ende der 70er Jahre hatten sich die Theologiestudentinnen an der kirchlichen Hochschule zu einer Frauengruppe zusammengeschlossen und auch eine Frauen?WG ausserhalb der Fakultät gegründet, die viel Aufsehen und Anstoss bei manchen der männlichen Studienkollegen und manchen Professoren erregte. Im Rahmen autonomer und auch offizieller Seminare, die sie in Kooperation z.B. mit Professoren hielten, beschäftigten sich die Theologinnen zum einen mit einer Analyse der sozioökonomischen Situation von Frauen in Kirche, Theologie und Gesellschaft und suchten zum anderen nach einer angemessenen Hermeneutik für den Umgang mit den Frauen in der Bibel.

1983 kam es zu einem ersten Theologinnentreffen in der IECLB. Dabei wurde deutlich, dass unter den Pastorinnen egalitäre und komplementäre Konzeptionen hinsichtlich des weiblichen Amtes vorherrschten, während viele der Studentinnen für ein feministisch-befreiungstheologisches Konzept eintraten, in dessen Zentrum das Engagement für die Befreiung der Frau stehen sollte.

Bis zum Jahre 1986 stieg die Zahl der examinierten Theologinnen auf 27, von denen jeweils die Hälfte in traditionellen Gemeindepastoraten und die andere Hälfte in alternativen Pastoratsformen tätig war. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der PastorInnen der IECLB lag knapp unter 6 %. An der theologischen Fakultät studierten 42 Studentinnen, die damit 14 % aller Theologiestudierenden darstellten. Seit 1987 kam es zu jährlichen Treffen der Pastorinnen, Studentinnen und Katechetinnen der IECLB. Dabei wurden die eigenen Erfahrungen ausgetauscht, eine Situationsanalyse zu bestimmten Aspekten der brasilianischen Frauenrealität mit Hilfe des Beitrags einer Gesellschaftswissenschaftlerin vorgenommen und feministisch? theologische Reflexionen zu einer umfassenden Veränderung angestellt. Die Theologinnen sahen eine Parallele zwischen der Dominanz der machistischen, autoritären, rassistischen und unterdrückerischen Strukturen im kapitalistischen System sowie in Kirche und Gesellschaft. Die biblischen Frauengestalten waren für sie

Paradigmen für eine christliche Frauenexistenz in der Gegenwart. So bezogen sie sich auf Ruth, Debora, Maria, Jael als Frauen, die sich im Zentrum der Konflikte für den Kampf der Verzweifelten engagierten. Hanna, Judith und Maria verstanden sie als Frauen, die eine Hoffnung für das Volk Gottes verkörperten und das Recht auf eigenständige Entscheidungen von Frauen. Im Konflikt zwischen Maria und Marta und in der Überlieferung von Gewalt gegen Frauen in Richter 19 sahen sie Anstöße für eine kritische Lektüre der Bibel mit der Verpflichtung für die Befreiung der Frau aus Gewaltstrukturen. Einzelne Theologinnen entwickelten spezifische feministisch?befreiungstheologische Konzepte für ihre Pastorsarbeit. So hatte Gladis Gassen die Idee eines Pastorats der Gesundheit der Frau. Sie wollte drei Gruppen von Frauen in unterschiedlichen Kontexten (Hausfrauen, Hausangestellte, Fabrikarbeiterinnen) danach befragen, in welchen Situationen sie welche Schmerzen hatten, um eine Beziehung zu den Konflikten und Gewaltverhältnissen herzustellen, in denen sie lebten. Die Kirche sollte sich mit der Lebensrealität und den Leiden dieser Frauen konfrontieren und Wege der Unterstützung suchen. Die Frauen sollten angeregt werden, sich zu Selbsthilfegruppen in Kooperation mit einer Ärztin zusammenzuschließen, um mehr Kompetenz über ihren Körper zu bekommen. Biblisch? theologische Paradigma dieser Arbeit waren die gekrümmte Frau als Leidende, die mit ihrer Bitte an Jesus ihre Heilung initiierte und die samaritanische Frau als marginalisierte Frau. Rita Panke stellte in das Zentrum ihrer Arbeit als regionaler Orientatorin der Frauenhilfe die Frage: Was ist die spezifische Mission der Frau in dem Kontext, in dem sie lebt? Sie suchte zum einen die Kompetenzen der Frauen zu stärken, damit diese Leitungspositionen einnehmen können und damit der lutherischen Ekklesiologie vom Priestertum aller Gläubigen ein Stück näher zu kommen. Zum anderen versuchte sie die Frauenhilfe-Frauen für eine Öffnung ihrer Arbeit auch hin zu den marginalisierten Frauen in ihrem jeweiligen Kontext zu gewinnen statt eine exklusive Gruppe von Elitedamen der Gemeinde darzustellen, die vor allem für eine Perfektionierung von deren Ausstattung sorgte. Die beiden Theologinnen Regene Lamb und Marli Lutz versuchten, das Konzept eines feministisch?befreiungstheologischen Pastorats in den Neusiedlungsgebieten im Amazonasgebiet mit den aus den Süden zugewanderten Frauen zu realisieren. Ihr Ziel war es, diese Frauen, die oft schwer arbeiteten und in grosser Armut und Einsamkeit lebten, wieder zum Sprechen zu bringen und mit ihnen eine Bewusstseinsarbeit ausgehend von deren konkreten Problemen, z.B. im Gesundheitsbereich, zu betreiben. Sie begaben sich mit ihnen auf die Spuren der befreienden Traditionen von Frauen in der Bibel, ohne die Bibel von neuem zu sakralisieren.

5. Das Engagement für eine Veränderung der patriarchalen Struktur des Pfarramtes

Ende der 80er Jahre waren 36 Theologinnen, davon 8 ordinierte Pastorinnen und 27 Vikarinnen (Pastoras colaboradoras) im Dienst der IECLB. Drei von

ihnen waren im Studienurlaub, sechs teilten sich mit ihrem Mann ein Pastorat und etwa zehn waren in neuen Formen des Pastorats an der Peripherie, im Gesundheitsbereich, im Pastorat der Konvivenz mit Indigena?Völkern, Volksbewegungen und Betroffenen von Staudammprojekten tätig. Etwa die Hälfte von ihnen arbeitete in traditionellen IECLB-Gemeinden in den südlichen Bundesstaaten Brasiliens. Die grosse Mehrheit war sehr jung, unter 30 Jahren. Sehr viele waren verheiratet, eine geschieden. Drei Viertel von ihnen hatte Kinder.

Der Personalreferent der IECLB schätzte ihre Situation so ein: Die Theologinnen seien in städtischen Gemeinden schneller akzeptiert worden als in ländlichen Gebieten. Noch unproblematischer habe sich ihre Mitarbeit in Neusiedlungsgebieten und neuen Arbeitsfeldern erwiesen, die sie teilweise mit gründeten. Der Pfarrermangel habe ihre Aufnahme erleichtert. Besonders gute Resonanz hätten sie bei den Frauen in den Gemeinden gefunden und seien diesen oftmals ein Anstoss gewesen, über ihre Beteiligung als Frau in der Kirche nachzudenken. Mancher der männlichen Kollegen sähe in den Pastorinnen dagegen ein unerwünschte Konkurrenz oder zweifelte an ihrer Kompetenz Einige Gemeinden würden die Anstellung eines Theologinnenehepaares bevorzugen, wenn sie für einen Lohn zwei Arbeitskräfte bekommen. Die Kirchenleitung schlage für diesen Fall vor, dass der Mann voll in der kirchlichen Versorgungskasse FERAP versichert werden und die Frau einen Beitrag über einen Mindestlohn in die staatliche Sozialversicherungskasse INPS einzahle. Allerdings sei diese Form der Arbeitsteilung eher für die beruflichen Anfangsjahre geeignet. Später sollten möglichst beide Ehepartner in einem eigenem Pastorat arbeiten und voll versichert sein. Die Theologinnen selbst kritisierten auch während ihrer Treffen vor allem drei Aspekte des kirchenleitenden Handelns als dringend veränderungsbedürftig:

? Schwangerschaftsurlaub: In den Anfangszeiten des weiblichen Amtes sah die Kirchenleitung in der Gewährung des Mutterschaftsurlaubs die einzige geschlechtsspezifische Regelung des Pastorats. Später wies sie dann daraufhin, dass die Theologinnen im Status der Selbständigen seien und deshalb kein Recht auf den bezahlten Schwangerschaftsurlaub bzw. eine von der Kirchenleitung bezahlte Vertretung in dieser Zeit hätten. Die Theologinnen forderten, dass ihnen ein Recht auf Schwangerschaftsurlaub und eine von der IECLB bezahlte Vertretung garantiert werden, damit nicht die Gemeinden benachteiligt würden, die Theologinnen anstellen. Bei der Neuformulierung des Pfarrerdienstrechts der IECLB 1989/90 wurden die Einsprüche der Theologinnen teilweise berücksichtigt. So wurde der Schwangerschaftsurlaub in einem eigenen Artikel in dem Abschnitt über Beurlaubungen geregelt und nicht mehr unter dem Titel "Krankheit". Der Distriktsrat als basisnähere Instanz sollte klären, ob eine Vertretung der Pastorin nötig sei. Die IECLB behielt sich jedoch die Entscheidung vor, ob sie eine Vertretung bezahlen würde.

? Das Verhältnis von Beruf und Privatleben

Im bisherigen Pfarrerdienstgesetz wurde in einem Artikel formuliert, dass das familiäre, private und gesellschaftliche Leben eines Pfarrers mitentscheidend für seine Aufnahme und den Verbleib im geistlichen Amt sein sollten. Die Theologinnen protestierten gegen diese Bestimmung. Sie kritisierten die Fixierung der Kirchenleitung auf eine christliche Musterfamilie, deren Muster weder den gegenwärtigen Lebensrealitäten noch den Vorstellungen der Pastorinnen von einem gleichberechtigten Zusammenleben entsprach. Dagegen stießen sie mit ihren Versuchen einer gerechteren familiären Arbeitsteilung bei den Gemeinden teilweise auf Widerstand, die von den Theologinnen eine Verkörperung des herrschenden Frauenbildes erwarteten. Die Theologinnen wiesen auf den Widerspruch hin, dass eine alleinerziehende Mutter nicht im Pastorat akzeptiert wurde, dagegen ein lediger Vater unbehelligt blieb. Die Androhung dienstrechtlicher Konsequenzen bei Scheidung sollte beseitigt werden, vor allem, wenn andererseits bei der Entsendung teilweise wenig Rücksicht auf die berufliche Verpflichtung des Ehepartners und daraus erwachsende Konflikte für die familiäre Situation genommen wurde. Sie forderten eine stärkere Trennung von Beruf und Privatleben und ein Ende der kontrollierenden und irritierenden Eingriffe der Kirchenleitung ins Privatleben.

? TheologInnenehepaare

Als besonders problematisch empfanden diejenigen Theologinnen ihre berufliche Situation, die mit einem Berufskollegen verheiratet waren. In vielen Fällen wurde ihre Arbeit von der Kirchenleitung nicht offiziell anerkannt. Sowohl ihre Arbeit in alternativen Pastoraten als auch in Gemeinden wurde wenig oder gar nicht finanziell oder durch Sozialversicherungsbeiträge entgolten. Obwohl dies nach der neuen brasilianischen Verfassung möglich war, war nur in wenigen Fällen die Pastorin Stelleninhaberin und erhielt das volle Gehalt sowie den Sozialversicherungsbeitrag. Selbst dann adressierte die Kirchenleitung teilweise die offiziellen Briefe an den Ehemann und zahlte diesem das Weihnachtsgeld der EKD. Statt transparente, allgemeingültige, adäquate Lösungen für alle Fälle zu schaffen, regelte die Kirchenleitung oft in Sonderregelungen und Fall? zu?Fall-Entscheidungen, dass ein TheologInnenehepaar noch ein übergemeindliches Arbeitsfeld als Teilzeit? oder Vollzeitstelle hinzubekam. Die Theologinnen fühlten sich angesichts dieser Situation im Status abhängiger Bittstellerinnen gegenüber der Kirchenleitung.

6. Die Beteiligung der Theologinnen an der Reflexion des Pfarrerrinnenamtes in der Ökumene

Ein wichtiger Ort für den Erfahrungsaustausch der Theologinnen der IECLB mit den Theologinnen anderer Kirchen und Länder waren eine Reihe ökumenischer Theologinnentreffen, z.B. das interkonfessionelle Treffen der Theologinnen Brasiliens 1988, das erste lateinamerikanische Theologinnentreffen des Lateinamerikanischen Kirchenrates 1989 und 1990 das Treffen der lutherischen Pastorinnen Lateinamerikas. Bei diesen Treffen wurde deutlich, dass es teilweise erhebliche Differenzen zwischen den

Erfahrungen von Theologinnen innerhalb eines Landes und einer Kirche gab, jedoch teilweise auch strukturelle Probleme quer durch die Konfessionen und Länder existierten. Viele der teilnehmenden Pastorinnen strebten ein Pastorat an, das sich in Zusammenarbeit mit den Marginalisierten realisieren sollte statt in den traditionellen Strukturen von Einwanderungsgemeinden. Über Konflikte mit ihren jeweiligen Kirchenleitungen aufgrund geschlechtsdiskriminierender Arbeitsbedingungen berichtete eine ganze Reihe von ihnen. Manche hatten immer noch nicht den Zugang zu einem vollen Pastorat mit Sakramentsverwaltung. Viele berichteten über geschlechtshierarchische Lohndifferenzen, insbesondere für verheiratete Theologinnen. Nahezu alle hatten Probleme mit der Vereinbarkeit von Beruf und Lebensform. Ledige Theologinnen fühlten sich oft im beruflichen Bereich so stark beansprucht, dass wenig Energie für ein befriedigendes Privatleben blieb. Bei Pastorinnen, deren Ehepartner einen anderen Beruf ausübte, musste oft einer von beiden auf die Ausübung seines Berufs verzichten. Für ihre eigene Gestaltung ihrer Arbeit als Pastorin war vielen ihre bewusste Parteilichkeit bei der Auswahl der Adressatinnen zugunsten der Marginalisierten, z.B. der Landfrauen, Tagelöhner, Hausangestellten, Indigenas wichtig Ihr Ziel war es, einen Dienst am lateinamerikanischen Volk zu leisten, der flexibel sein sollte und offen für die Überraschungen des Alltags, für Erfahrungen wechselseitiger Unterstützung und gemeinsame Entscheidungen.

Gerdi Nützel, Berlin, arbeitet über die Geschichte der Theologinnen in den lutherischen Kirchen Bayerns, Mecklenburgs und Brasiliens

[TOP](#)

[TOP](#)
